Die Veranwortlichen machten sich darüber durchaus Gedanken und installierten bereits 1967 eine Forschungsgruppe, die das tatsächliche Geschichtsbewusstsein der DDR-Bevölkerung mit den Methoden der Demoskopie ergründen sollte (*Marko Demantowsky*). Der Clou jedoch war, dass die Befunde dieses aufwändigen Projekts nur der Parteiführung zugänglich waren – und von der kam keinerlei Rückmeldung.

Nachdenklich stimmen *Simone Lässigs* autobiografisch gefärbte Betrachtungen zur Wissenschaftskultur der DDR-Historie. Mit nachfühlbarer Bitterkeit berichtet sie über die Benachteiligung ostdeutscher Bewerber bei der Stellenbesetzung nach 1990. Die in der DDR sozialisierten Historiker waren chancenlos, weil sie sich in den Gepflogenheiten des westdeutschen Wissenschaftsbetriebs und seinen Netzwerken nicht auskannten, aber auch, weil das Niveau ihrer Forschungsleistungen, wie die Verfasserin einräumen muss, nur selten konkurrenzfähig war.

An der Dortmunder Dissertation von *Marko Demantowsky* über „Die Geschichtsmethodik in der SBZ und DDR" zwischen 1945 und 1970 gibt es viel zu loben[41]. Auf einer breiten Quellengrundlage entwirft der Verfasser ein facettenreiches Bild vom institutionellen Aufbau des Faches und von den Personen, die es trugen. Aus welchem Milieu stammten sie, wie war ihr wissenschaftlicher Werdegang, mit welchen Mitarbeiter- und Schülerkreisen umgaben sie sich, welche Forschungsprojekte und Publikationen gingen auf ihr Konto, wie war ihr Platz in der politischen Hierarchie? Mittels dieser und ähnlicher Fragen entwirft der Verfasser ein farbiges Bild von den lebensweltlichen Umständen, unter denen in der DDR Geschichtsdidaktik betrieben wurde.

Ähnlich interessant ist die Darlegung der institutionellen Zusammenhänge. Das Buch beleuchtet, gegliedert nach den drei Etappen 1945–51, 1951–61, 1961–70, alle Einrichtungen, die sich mit der Geschichtsmethodik befassten: die sechs Universitäten (Berlin, Leipzig, Halle, Jena, Rostock, Greifswald); die Pädagogischen Institute bzw. Hochschulen (Potsdam, Dresden, Leipzig); das Deutsche Pädagogische Zentralinstitut in Berlin (seit 1970 Akademie der Pädagogischen Wissenschaften). Nur am Rande bezieht es die Instanzen ein, die letztlich den Kurs bestimmten: das Politbüro und Zentralkomitee der SED, das Ministerium für Volksbildung, das Sekretariat für Hochschulfragen.

Die Arbeit hat eine vorzügliche Quellen- und Literaturgrundlage. Demantowsky hat 14 Archive mit oft ergiebigen Beständen ausgewertet, die Personal- und Vorlesungsverzeichnisse von acht Hochschulen durchgesehen, 14 Intensiv-Interviews geführt und natürlich alle einschlägigen Veröffentlichungen jener Jahre berücksichtigt.

Die seit der „Wende" oft gestellte Frage, wie weit die DDR-Geschichtsmethodik loyale oder gar beflissene Erfüllungsgehilfin der SED-Ideologie war und wie weit ihre tatsächliche Arbeit von den offiziellen Zielvorgaben abwich, beantwortet der Autor doppelsinnig: Letztlich war kein Fachvertreter willens oder in der Lage, deutlich von der Generallinie abzuweichen. Aber es gab gewisse Freiräume und als deren wichtigsten die anwendungsbezogene empirisch-experimentelle Unterrichtsforschung, in der es nicht auf Schritt und Tritt um die richtigen politischen Standpunkte ging. Auf diesem Feld der Lehr-Lernmethoden, der Unterrichtsmedien, der Lern- und Entwicklungspsychologie entwickelte die DDR-Geschichtsmethodik ihre spezifischen Kompetenzen, hier brachte sie es – wie der Verfasser zu betonen nicht müde wird – auch im internationalen Vergleich zu beachtlichen Forschungsleistungen. Gleichwohl handelte es sich um eine „politisch regulierte Wissenschaftlichkeit" (S. 469). Die durch optimierte pädagogische Methoden erreichte Effizienz-

41 Marko Demantowsky: Die Geschichtsmethodik in der SBZ und DDR – ihre konzeptuelle, institutionelle und personelle Konstituierung 1945–70. Idstein: Schulz-Kirchner 2003. 515 S. € 45,–.

steigerung stand ganz im Dienste politischer Indoktrinierung und Steuerung. „Tragik des Versuchs, das Richtige im Falschen zu tun" (S. 404) nennt Demantowsky das Dilemma, dem die DDR-Geschichtsmethodik nicht zu entrinnen vermochte.

In dem Sammelband „Geschichtsdidaktik und Wiedervereinigung"[42] resümieren *Uwe Uffelmann*, der jüngst verstorbene langjährige Vorsitzende der Konferenz für Geschichtsdidaktik, und *Heinz Pfefferle* die Bemühungen ihres Verbandes um einen auf Verständigung und schließliche Integration angelegten Dialog zwischen ost- und westdeutschen Geschichtsdidaktikern. Ihr „roter Faden" besteht in den fünf Arbeitsberichten, die der Vorsitzende auf den Verbandstagungen zwischen 1992 und 1999 vortrug und die in diesem Band wiederabgedruckt wurden. Deren Bilanz fällt deprimierend aus: Das Gespräch zwischen Ost und West sei in den späten 90er-Jahren versiegt, die ostdeutschen Kollegen hätten die Kontakte enttäuscht abgebrochen. Die Hauptschuld daran geben die Autoren dem „Ausbluten der ostdeutschen Lehrstühle" (S. 8) – die rigorose „Abwicklung" beließ am Ende nur zwei Geschichtsdidaktiker/innen in ihren akademischen Ämtern –, des Weiteren aber auch der unzulänglichen „Revisionskompetenz" auf beiden Seiten: Die Ostdeutschen taten sich schwer, die Paradigmen der westdeutschen Geschichtsdidaktik zu rezipieren, vielen Westdeutschen fehlte die Bereitschaft, auch positive Potenziale der ostdeutschen Geschichtsmethodik anzuerkennen. Uffelmann nimmt für sich in Anspruch, viel Mühe und Geduld in diese Dialogversuche investiert zu haben. Er hatte alles Verständnis für den „Leidensdruck" der ostdeutschen Partner, denen die ganze Last der mit der Wiedervereinigung verbundenen Veränderungen aufgeladen wurde. Aber gegen die Empörung, Verbitterung und Resignation, die sich hier ausbreitete, als einer nach dem anderen seinen Arbeitsplatz verlor, waren alle guten Vorsätze ohnmächtig.

Eine 2003 vom Geschichtslehrerverband in Zusammenarbeit mit dem Potsdamer Zentrum für zeitgeschichtliche Forschung ins Leben gerufene Arbeitsgruppe hat sich vorgenommen, ein fachwissenschaftliches und schulisches Konzept für eine deutsche Geschichte seit 1945 zu erarbeiten, das die deutsch-deutschen Gemeinsamkeiten in den Vordergrund rückt und auf eine „asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte Deutschlands" (*Christoph Kleßmann*) abzielt. 2006 wurden die ersten Arbeitsergebnisse vorgelegt.[43] Der Band will die „Dichotomie von Erfolgs- und Misserfolgsgeschichte" vermeiden, am Unrechtscharakter der DDR keinen Zweifel lassen, aber auch nicht vergessen, dass es hier ein vielfaches „richtiges Leben im falschen System" gab (S. 10); dass darum die meisten Deutschen im Osten keinen Grund haben, sich als Verlierer zu fühlen, und es den Westdeutschen nicht zukommt, sich als Sieger aufzuspielen.

Wie tragfähig ist dieses Modell einer integrierten, gesamtdeutschen Geschichte, das die Gemeinsamkeiten stärker betont als die trennenden Elemente (die natürlich nicht ganz fehlen sollen)? Auf sechs Themenfeldern wird die Probe aufs Exempel gemacht: Herrschaft und Legitimation; die innerdeutsche Grenze; Umgang mit der NS-Vergangenheit; Wirtschaftsgeschichte; Jugend; Staatssicherheit. Dabei hat sich – so der Eindruck des Rezensenten – das Prinzip der gesamtdeutschen Verflechtung in einigen Fällen glänzend bewährt (innerdeutsche Grenze, NS-Vergangenheit), in anderen nur teilweise überzeugt (Herrschaft, Wirtschaft) und in wieder anderen war es der Sache wenig angemessen (Jugend, Stasi). So sehr man das Anliegen der Projektträger begrüßen

42 Uwe Uffelmann/Heinz Pfefferle: Geschichtsdidaktik und Wiedervereinigung. Verstehen, Verständigen, Versagen. Münster: LIT 2005. 344 S. € 24,90.

43 Christoph Kleßmann/Peter Lautzas (Hrsg.): Teilung und Integration. Die doppelte deutsche Nachkriegsgeschichte als wissenschaftliches und didaktisches Problem. Schwalbach: Wochenschau 2006. 295 S. € 24,80.